

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 15

Artikel: Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman
[Fortsetzung]
Autor: Flückiger, F.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669138>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

Copyright by
AG. Buchdruckerei
Wetzikon und Rüti

11

«Was können wir verlieren? Wenn ich nicht gehe, wird nichts geschehen. Oder Wohlwend wird mit einem neuen, sauberlich ausgedachten und beweisbaren Märchen kommen, das vielleicht alles so geschickt erklären wird, dass wir gleich alle Hoffnung aufgeben können, jemals die Wahrheit herauszufinden . . . und Gerechtigkeit zu schaffen!»

«Gerechtigkeit . . .», sagte Gerson leise.

«Was können wir verlieren?»

«Vielleicht haben Sie recht. Trotzdem muss ich Sie zur Vorsicht mahnen. Hier kann Ihnen nicht allzuviel zustossen: Zürich ist eine friedliche, ordentliche Stadt, und Ihre Stellung sichert Sie mehr, als Sie vielleicht wissen. In Paris ist das anders. Sie sind dort fremd, und nirgends wird Gregorianu leichteres Spiel haben als gerade dort, wo er zu Hause ist. Und angenommen, dass unsere Erwartungen nicht übertrieben sind, angenommen, dass Sie dem Mann wirklich angst machen können . . . vergessen Sie nicht, dass er sich wehren wird, ohne jede Rücksicht!»

Philipps Gesicht hatte sich während der Diskussion leicht gerötet. Während Gerson sprach, blickte er ihn fast erwartungsvoll an. Der Professor lächelte resigniert. «Ich weiss, was Sie denken. Jetzt erst recht!»

Philipps Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen, und er machte eine wegwerfende Bewegung.

«Ich möchte Ihnen doch vorschlagen, Philipp, dass Sie sich vorher mit Kommissär Lüthard verständigen. — Das alles ist kein Spiel . . .»

«Ich weiss, Herr Professor», gab Philipp ernst zur Antwort. «Gerade darum . . .» Er verstummte.

«Ich fürchte, ich kann Sie nicht abhalten. Aber versprechen Sie mir das eine: Was immer Sie unternehmen mögen, lassen Sie uns, oder Janine oder einen von unsern Freunden bei der Flüchtlingsorganisation immer wissen, wo Sie hingehen und wann Sie erwarten, zurück zu sein.»

«Das will ich tun.»

«Und lassen Sie uns doch noch besprechen, wie Sie vorzugehen gedenken.»

2

Es war schon später Abend, als der Professor die Türe hinter Philipp schloss.

«Ich bin unruhig, Katia», sagte er, als er in Frau Wernowitschs Wohnzimmer zurückkam. «Ich sah nicht voraus, dass der Auftrag des alten Rigot uns so weit führen würde. Vielleicht habe ich unbedacht eine grosse Verantwortung übernommen. Es wäre wohl das klügste gewesen, Bauers Vorschlag zu befolgen und die Polizei zu verständigen.»

«Glauben Sie das wirklich?»

«Nein, nicht ganz. Doch wenn ich sehe, wie Philipp unbekümmert draufloshandelt . . .»

«Unbekümmert? Vielleicht sagt er nur nicht laut, was ihn bekümmert?»

«Sie scheinen zu wissen, was es ist, Katia.»

«Vielleicht. Ich glaubte es einmal zu wissen. Jetzt bin ich nicht mehr sicher.»

«Wegen Anne?»

Katia errötete. «Ach, das ist doch Unsinn!» Sie machte sich mit dem Teegeschirr zu schaffen.

«Jedenfalls», überlegte Gerson, «jedenfalls wünschte ich, ich hätte heute nichts davon gesagt, wie unangreifbar und gefährlich Gregorianu ist. Ich fürchte, je mehr ich darüber sagte, desto begieriger wurde der Junge . . . ach, die Jugend!»

«Na, gar so jung ist er auch nicht mehr.»

«Jung genug, um Worte zu gebrauchen, wie ‚Gerechtigkeit schaffen‘. Gerechtigkeit! Und wenn er alle, die an Almonds Verschwinden schuldig sind, zur Strecke brächte! Das ist die Jugend: wirft sich Hals über Kopf in ein Stück Unrecht und meint, mit ihm die ganze Ungerechtigkeit aus der Welt geschaffen zu haben.»

«Aber man muss kämpfen gegen das Unrecht! Und es nimmt doch ab mit jedem Stück, das man aus der Welt schafft!»

«Ich kann Ihnen ja nicht widersprechen, Katia. Und vielleicht sollte ich euch beneiden darum, dass ihr nicht zu lange überlegt. Vielleicht sorgen wir uns zu sehr, wenn wir alt werden. Etwa darum, ob wir nicht ein ebenso grosses Unrecht schaffen, wie es das Verschwinden von Almond war, wenn wir es zulassen, dass der Junge sich so vorwagt . . .» Dann, traurig lächelnd: «Sehen Sie, Katia, ich habe ihm davon abgeraten, nach Paris zu gehen, aber im Grunde bin ich schuld, dass er geht, und bin schuldig, wenn . . . nun, wenn etwas geschieht.»

«Es wird doch nichts geschehen! Wir sind doch nicht im Krieg!»

«Krieg . . . ach, Katia, Krieg ist immer. Krieg ist in den Herzen der Menschen. Nur von Zeit zu Zeit bricht er auch nach aussen hin aus . . .»

«Und wenn Sie die Sache der Polizei übergeben hätten? Was wäre herausgekommen? Das alte Unrecht wäre geblieben. Der Kommissär hätte nichts ausrichten können in Paris — dort kann sich Gregorianu zu gut wehren!»

«Gewiss, Katia. Es ist . . . nun eben, es ist wie im Krieg. Was soll man raten? Wie soll man handeln? Einer will fliehen über die Berge, da fällt das Unheil über ihn. Einer bleibt, und das Unheil kommt nah und lässt ihn schliesslich doch gehen.»

Katia erinnerte sich, dass Gerson beim Ausbruch des Krieges nach Schweden hätte fliehen können. Aber er war in Polen geblieben.

«Unsere Voraussicht reicht nicht weit genug, Katia, und zielt vielleicht immer nur auf das Verfügte hin . . . Es ist eine grosse Verwirrung . . .»

Die Wanduhr schlug elf.

«So spät, Katia! Lassen wir die Sorgen für heute. Gute Nacht!»

XII. KAPITEL

1

Was immer sonst Gregorianu sein mochte: er musste ein Krösus sein. Ein Diener hatte Philipp durch eine lange, weite Halle in ein Empfangszimmer geführt — vorbei an Sesseln, Spiegeln, Leuchtern und Wanddekorationen, die alle mit ermüdendem Nachdruck auf den fortschrittlichen Geschmack des Innenarchitekten hinwiesen, der offenbar die Einrichtung besorgt hatte. Philipp blickte sich neugierig um. Die Sessel waren mit einem metallisch glänzenden Stoff bezogen; die niedri-

gen Tischchen neben ihnen trugen Glas- oder Marmorbretter, Aschenbecher und andere Gegenstände, von denen man nicht erraten konnte, ob sie zum Gebrauch oder zur Zierde herumstanden, schienen alle, trotz ihrer freien Formen, aus einer Schablone zu kommen . . . oder, wie die ganze Einrichtung, aus einem der dicken, auf Glanzpapier gedruckten Hefte, von denen Patricia immer eine Anzahl herumliegen hatte.

«Guten Tag!» sagte auf einmal eine weiche, wohlklingende Stimme hinter ihm. Philipp wandte sich rasch um; er hatte niemand kommen hören. Hinter dem Eingetretenen sah er noch die Flügel der mit Leder gepolsterten Türe schwingen.

«Herr Rigot! Was für eine Freude, Sie kennen zu lernen! Es tut mir nur leid, dass es nicht unter einem besseren Stern sein soll — dass nicht Ihr lieber Vater, dieser so überaus ausserordentliche Mensch, Sie herbringen konnte! Ein so grosser, grosszügiger Freund! Ein Wohltäter der Menschheit — ja, ja!, widersprechen Sie nicht, ein Wohltäter der Menschheit! — Aber kommen Sie!»

Hinter der Flügeltüre lag ein Zimmer, in dem ein junges blondes Mädchen vor einer Schreibmaschine sass. Dann kam ein kleines Vorzimmer und schliesslich, hinter einer schweren Doppeltür, ein weiter Raum, der trotz der grossen Fenster dämmrig wirkte wegen der dunklen Färbung, in der die Ausstattung gehalten war.

Gregorianu war Philipp vorangeschritten: der mittelgrosse, breitschultrige, etwas untersetzte Mann hatte einen auffallend leichten, geschmeidigen Gang.

«Es ist eine so ausserordentliche Freude, Sie hier zu sehen, mein lieber Herr Rigot. Ich habe es immer als ganz besonderes Vorrecht betrachtet, Ihren Vater zu kennen und ihn, ich darf wohl sagen, meinen Freund nennen zu dürfen.»

Philipp erinnerte sich an eine Bemerkung von Bauer: es sei fast unmöglich, sich Gregorianu vom Leibe zu halten, wenn er etwas erreichen wolle.

«Ach, dass er so früh dahingehen musste! Ich werde es mir nie verzeihen, nie, dass ich nicht eifrig genug war, mein Versprechen zu erfüllen! Ich wollte ihm die ‚Kaiserin von Persien‘ schenken, ach, lieber junger Herr, eine Rose, wie sie schöner dem Dichter Hafis nicht blühte! Und ich war zu spät!»

Er forderte Philipp auf, sich zu setzen, und liess sich selber in einen Sessel fallen. Er lehnte sich behaglich zurück, hielt den Kopf leicht zur Seite geneigt und verzog den Mund zu einem leichten,

traurigen Lächeln. Er schwieg, als säne er nach über Tod und Ewigkeit. Der riesige Schreibtisch, auf dem noch zwei oder drei der Aschenbecher und Ziergegenstände standen, war wie ein Wall zwischen den beiden.

«Sie sind zu Besuch in Paris?» fragte er.

«Nein. Ich bin einer etwas . . . heiklen . . . Angelegenheit hier und kam vor allem, um Ihre Mithilfe zu erbitten.»

Gregorianu machte eine einladende Handbewegung. «Ganz zu Ihrer Verfügung — wie könnte ich dem Sohn eines so grossen Freundes etwas verweigern!»

«Mein Vater hat im Auftrag von René Almond, den Sie, wie ich glaube, kennen . . .»

Gregorianu nickte.

«. . . einen grossen Geldbetrag, hunderttausend Schweizer Franken, an einen Hilfsverein für Flüchtlinge überwiesen. Ich habe versucht zu erfahren, was von dort aus mit dem Gelde geschehen ist, leider ohne jeden Erfolg.»

Ein Augenblick lang glaubte er Gregorianus Augen scharf prüfend auf sich gerichtet, aber gleich darauf senkte dieser die schweren Lider, und sein Gesicht nahm wieder den traurigen und etwas schläferigen Ausdruck an, den es vorher gehabt hatte.

«Die Umstände dieser Ueberweisung sind . . . nun, etwas ausserordentlich. Vor allem: sie wurde vorgenommen zu der Zeit, da René Almond selber verschwand — und man hat seither keine Spur von ihm gefunden.»

Philipp fühlte sich unbehaglich; hinter der traurig-schläferigen Maske belächelte der andere vermutlich seinen Eröffnungszug. Musste er nicht, wenn Philipps Vermutungen stimmten, längst von allem unterrichtet sein und schon die folgenden Züge berechnen, die Philipp zu einem Punkte führen sollten, der ihm schon im vornherein bekannt war?

«Sie haben doch seinerzeit Almond aus der freien Zone verholphen.» Philipp hatte es ruhig gesagt, und jetzt wartete er gespannt.

Gregorianu nickte, ohne Philipp anzusehen. «Ja, ja, in jenen Zeiten . . .» Dann schwieg er und wartete.

«Ich hoffte, Sie würden mir helfen, nach Almond zu forschen.»

«Sie wissen wahrscheinlich auch, lieber Herr Rigot, dass man früher schon mit einem solchen Ansuchen an mich herangetreten ist.»

«Ja, Frau Francov erzählte mir davon.»

«Und sie wird Ihnen auch erzählt haben, dass ich nichts erreichen konnte.»

«Ja. Nur, ich hoffte . . . nachdem Sie ihm doch zur Freiheit verholphen haben . . .»

«Zur Freiheit, das ist vielleicht etwas viel gesagt. Nicht als ob ich so etwas nicht gern getan hätte, von Herzen gern, und gar für einen so bedeutenden Menschen wie René Almond. Aber zu einer solchen Tat war ich, Gott sei's geklagt, gar nicht in der Lage . . .»

«Almond hat Frau Francov ausdrücklich erklärt, dass er seine Freiheit nur Ihrer Hilfe verdanke.»

«Almond ist ein Mensch von grossem Charakter, und nur solche sind zu echter Dankbarkeit fähig. Aber ich fürchte, ich verdiene sein Lob nicht. Gewiss, ich habe ein Wort eingelegt für ihn.» Er verstummte und wartete.

«Bei wem?»

«Bei wem . . . ach, letzten Endes bei den Leuten, die Almond in Haft hielten . . . aber natürlich nicht unmittelbar, denn wie hätte ich so etwas tun können, der ich selber nur ein Geduldeter war hierzulande und dem gleichentags dasselbe Schicksal widerfahren konnte wie Almond . . .»

«Aber durch wen haben Sie denn seine Befreiung erreicht?»

«Vielleicht würden Sie besser fragen, mit was . . . Das würde die Ueberweisung möglicherweise erklären, obwohl ich das natürlich nur als Vermutung aussprechen kann.»

«Sie meinen, die hunderttausend Franken wurden als Schmiergelder verwendet?»

«Weiss ich, weiss ich? Vielleicht, vielleicht auch nicht . . . Vergessen Sie nicht: damals musste man das Beste aus sehr üblen Verhältnissen machen. Ich kann mich nicht an die besonderen Umstände erinnern, unter denen Almond festgenommen worden war. Aber damals war es ja so leicht, sich in sehr grosse Schwierigkeiten zu bringen. Und aus diesen halfen einem nur ein gütiges Schicksal und . . . Geld. Da brauchte man Geld links, und man brauchte Geld rechts — da brauchte es wen, der zur rechten Zeit weg war, und das tat er nur um Geld, und wieder brauchte es wen, der zur rechten Zeit da war, und der wollte meist auch wieder Geld. Man hatte es gar nicht leicht hier.»

«Wer bekam denn die hunderttausend Franken?»

Jetzt lächelte Gregorianu. «Wer sie bekam? Sie fragen mich, lieber Herr, so einfach und rundher-

aus, und das ist sicher ein schätzenswerter jugendlicher Zug an Ihnen . . . und wenn ich ebenso einfach und rundheraus antworten könnte, wie ich es so gerne tun würde . . . ja, wenn man Rätsel so lösen könnte, dann wurden alle gelöst . . . Nur, ich kann Ihnen darauf keine Antwort geben, weil ich keine Antwort weiss.»

«Aber wer hat denn Almond nach der freien Zone geholfen? Wie haben Sie ihm dazu geholfen?»

«Meine Mithilfe war, leider, nur klein. Ich machte einen Freund auf Almonds unglückliche Lage aufmerksam.»

«Wen?»

«Einen grossen Freund der Menschheit, von dem ich wünschte, Sie hätten ihn gekannt, und dessen Freund gewesen zu sein für immer mein Stolz sein wird: den Grafen Doublet.»

«Doublet wurde von den Deutschen erschossen!»

«Ich weiss. Ach, wir schrien auf, alle, die wir den Vorzug gehabt hatten, ihn zu kennen, als wir die ruchlose Tat vernahmen!»

«Aber wie verhalf ihm Doublet zur Freiheit?»

«Frau Francov . . .»

«Frau Francov wusste nichts von der Rolle, die Doublet gespielt hat. Wir haben sie erst kürzlich erfahren. Als Sie seinerzeit nach Almonds Verbleiben forschten auf die Bitte von Frau Francov hin, da haben Sie ihr nichts von Doublet gesagt.»

«Nein. Ich hielt es für klüger. Denn ich konnte sehr wohl solch . . . gefährlichen Boden betreten, wie es diese Art von Nachforschungen verlangt. Hätte ich Madame Francov von Doublet erzählt, so hätte sie sich sicherlich — als die ausserordentlich mutige Dame, die sie ist — unverzüglich in Dinge verstrickt, die . . . nun, die ihr hätten zum Verhängnis werden können.»

«Wie denn?»

«Ich höre, dass Sie in New York aufgewachsen sind. Sie waren im Krieg?»

«Ja.»

«In der amerikanischen Armee?»

«Ja.»

«Sehen Sie, lieber Herr Rigot, das ist es. Bei Ihnen herrschten klare Begriffe. Da gab es auf der einen Seite Verbündete und auf der andern die Feinde. Bei uns war das nicht so einfach. Wir wussten damals nicht, wann und unter welchen Umständen ein Verbündeter zum Feind wurde oder umgekehrt. Es brauchte viel Fingerspitzengefühl,

um durchzukommen. Sehr viel. Heute scheint ja all das tief in der Vergangenheit zu liegen. Aber es ist für die, die damals drin waren, noch eine sehr lebendige und, wie gesagt, manchmal gefährliche Gegenwart.»

Gregorianu war aufgestanden, während er sprach. Philipp folgte ihm mit den Augen; sein geschmeidiger Gang hatte etwas Katzenartiges. Wir spielen ja auch Katz und Maus, dachte er. Gregorianu setzte sich neben ihn und legte ihm vertraulich die Hand auf den Arm.

«Sehen Sie — ich bin ja nicht sicher, wer mit Doublet gearbeitet hat. Alle, die ihm nahestanden, sind erschossen worden. Ich habe seinerzeit mit der gebotenen Vorsicht zu erfahren versucht, ob irgendwer, der auch nur entfernt mit Doublet in Verbindung gestanden hatte, etwas weiss . . . oder etwas verbirgt. Ich habe nichts erreicht!»

«Wenn Sie mir nur sagen wollten, wer das ist!»

Gregorianu hielt das eine Bein leicht vorge Streckt und zeichnete Figuren auf den Boden mit der Schuhspitze.

«Sogar wenn ich es wüsste, sogar wenn ich mich auf Besseres stützen könnte als nur ganz unsichere, unbestimmte Vermutungen, ja, nicht einmal das!, denn es waren kaum die seichtesten Spuren, denen ich damals nachgehen konnte und die seither sicher ganz verwischt sind . . . aber sogar wenn ich Ihnen Namen nennen könnte, auch nur mit einer Spur von Bestimmtheit — sogar dann dürfte ich es nicht tun. Ich könnte es vor meinem Gewissen nicht verantworten, Sie in solche Gefahren zu stürzen — nicht mehr als Frau Francov. Sie sind jung, Sie sind unerfahren. Sie haben im Krieg gestanden — aber bei uns war kein Krieg damals, bei uns war ein Spiel ohne Regel, und immer um den höchsten Einsatz . . .»

«Sie wollen mir also nicht helfen?»

Gregorianu stand wieder auf; er legte die Hand auf Philipps Schulter. «Aber! Das habe ich doch nicht gesagt! Gewiss, und wenn es nur um des Andenkens Ihres grossherzigen Vaters willen wäre — alles will ich tun, Ihnen zu helfen! Ich möchte Sie nur als Freund, und vielleicht, lieber junger Herr, wenn ich das Wort gebrauchen darf, als väterlicher Ratgeber, da ein so widriges Schicksal Ihnen denjenigen entrissen hat, der dazu bestimmt war — ich möchte Sie warnen davor, auf eigene Faust loszugehen.»

Er ging um den Schreibtisch und liess sich seufzend in den Sessel fallen. (Fortsetzung folgt)